

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

44. Jahrgang

Donnerstag, 30. Dezember 1970

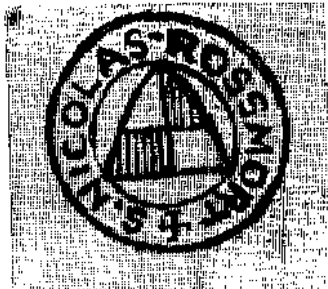
Nummer 12

Olgis Lamp

2 Die Tamerburg im Wandel der Zeit

Mal- oder Dingstätte ist alle Kultstätte

Gerichtsorte werden äußerst selten verlegt und fallen vielfach mit Kultstätten zusammen. Tor ist als Thingsus der Gott des Dings, des Gerichts. Nach germanischer Auffassung darf es nur bei scheinender Sonne, also zwischen Sonnenauf- und -untergang gehalten werden; während der Himmelsgott Gewalt hat. Der Gerichtsplatz, die Holedau, hat eine Westgrenze zu sein, weil der Schimmel nur im Westen von Wodan zurückgelassen werden kann, dort, wo die Sonne untergeht. Das weiße Roß ist



Siegel des Nikolaus Roßmord.

nichts anderes als die Sonne selbst (Juffinger. Tiroler Heimatblätter IV, 1926). Darum finden sich alte Gerichtsburgen, auch die von Luenz, im Westen. Das Bilddenken der Frühzeit, noch im hohen Mittelalter hält es an, läßt das göttliche Gestirn in Traumgestalten von Tieren (Wodanroß) auftreten. Im Zeitenlaufe hat Wodan, der alte Reiter, absteigen müssen. Ein anderer Reiter, Ritter Georg in der Oberdrumer Kirche, behauptet den Platz. Aber neben diesem Gotteshaus sind zur Sonnenwende noch bis zum ersten Weltkrieg brennende Scheiben über den Hang geschleudert worden, begleitet mit Sprüchen und Reimen. Das Roß des Wodan, ein Blauschimmel, ist beim Übernachten in einer Westkapelle verhungert. Das Christentum hat mit dem Glauben an dieses Roß endgültig aufgeräumt.

Daher der Beiname „Roßmord“ für den Pfaffen (Priester) von Ligöde (ehemaliges Schloß auf dem Toblacher Feld). Als

„Roßmord“ ist er in Lienz, Pfarrarchiv 1375, Oktober 31, urkundlich angeführt. Er stammt aus der Familie von Welsberg, mit welcher er gleiches Siegel führt (Innichen, Stiftsarchiv, 1344, März 4) und hat den Zehent auf Glanz, Gemeinde Oberlienz, besessen. Seine Mutter ist eine Tochter des Burggrafen Otto und der Beatrix von Taufers (Mairhofer, Pusterlals alte Adelsgeschlechter).

Nach einer Natursage liegen im Schwarzsee am Pfannhorn, Feuerhorn (gotisch fona – Feuer) schwere goldene Hufe (verendetes Sonnenroß), Versuche, sie heraufzuholen, sind mühsame Arbeit.

Da in der hochfränkischen Zeit die Volksbekehrung und Seelsorge in die Staatspolitik spielt, haben die fränkischen Könige ihre Pfarrkirchen sogar dorthin gesetzt, wo der sogenannte Pfaffensteig vom Iselrain schon ein Bischof war. — Bischofskirche in Patrasdorf, erste Andreaskirche gegen Oberlienz, Taufhaus für Erwachsene in der Nähe. Das Andreas-Patrozinium weist auf Römer und frühmittelalterliche Zeit (Deutsche Gaue, Jg. 1912, S. 61).

Am Besitzrande der Tamerburg, es ist heute gleichzeitig die Westgrenze der Stadt Lienz gegen die Gemeinde Oberlienz, führt der sogenannte Pfaffensteig vom Iselrain zur Kapelle Maria Trost. In dem daran nordwestlich angrenzenden Feld ist beim Lochöffnen für die Heuschuber plötzlich die Eisenstange versunken. In der Tiefe hat es hohl geklungen wie von einem Gewölbe. Ob unter diesem, bereits in der Gemeinde Oberlienz einliegenden Grund, zu dem der Pfaffensteig führt, die vermutete erste Andreas-Pfarrkirche liegt? Die beiden roh geformten romanischen Portallöwen in der Vorhalle der heutigen Andreaskirche sind nahe der Tamerburg im Schutt angetroffen worden (Mitteilung von Kunstkonservator Goltfried Stemberger, 1900 - 1938 Dekan von Lienz). Dieser Fund klärt manch Althergebrachtes im Bereich des Kröllhofes. Es ist deshalb angezeigt, kurz darauf einzugehen.

Der Mondkult

Die siegreichen Römer haben nach der Eroberung Ägyptens den Mondkultus über-

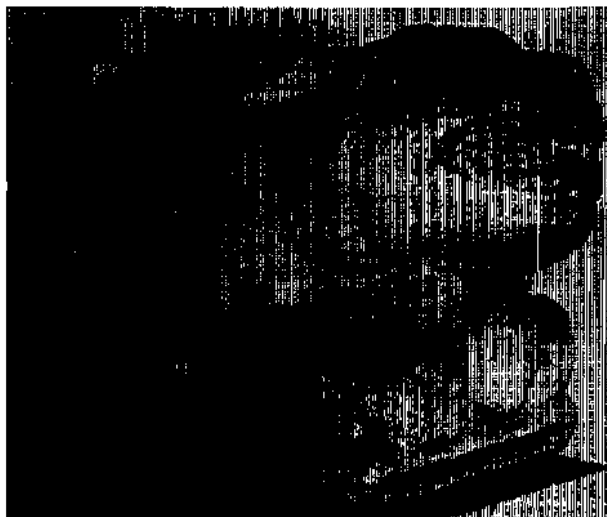
nommen und ihn in alle Provinzen des weiten römischen Reiches getragen. Hörnertragende Tiere, besonders Widder, Ziegen, Stiere, sind mit dem Monde (luna) unter einen Begriff gebracht, identifiziert worden. Zwei Hörner versinnbildeln die aufgehende, wachsende Mondsichel (luna creszens), dasselbe Tier ohne Hörner deutet auf den Dunkelmond, abnehmenden oder „kranken“ Mond. Das Sonnenkennzeichen, der feurige Löwe mit dem Strahlenkranz als Mähne, hält bei der verschütteten Portalplastik in den Pranken die lunare Symbolik: Tod und Auferstehung (Vgl. Hoffmann, das Hallinger Relief „Der Schiern“ 1961/12).

Meist ist die Mondgöttin auf Bergen gefeiert worden. Diese große Zauberin bewirkt die Fruchtbarkeit des Bodens und das Hellen der Kränke. Das Gedenken daran hat sich im Brauchtum um die Tamerburg, wie folgend gestreift wird, bis heute erhalten.

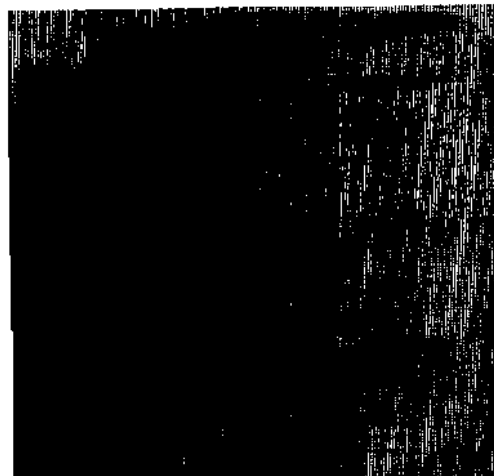
Eigenbesitz der besprochenen Burg ist seit alten Zeiten ein Anger (vor wenigen Monaten verkauft) mit anstoßendem Wald beim hochgelegenen Helenen-Kirchlein. Dies Heiligtum nennt sich nach der Kreuzauffinderin Helena, aber das dortige Patrozinium lautet auf Magdalena am 22. Juli. Die beigefügte Aufnahme der prächtvollen Arbeit von Johann Paterer am Seitenaltar stellt sie im verchristlichten Mondrama dar: links der Totenkopf, Dunkelmond, daneben die Büßerin Magdalena (maior luna) in ihrer Lebensfülle als Großmond.

Etwas westlich unter diesem Gotteshaus ragt in den zerklüfteten Fels das „Lienloch“ des Wendenpatrons St. Vitus. In die Öffnung hat das Volk, wie dies Dalla Torre von der einstigen Höhle unter St. Silvester am Innichberg berichtet, oft Kreuze geworfen (Junks Naturführer 1913). Das Kreuz in jeder Form ist ein altes Fruchtbarkeitszeichen (Kosehler, Sinnbilder).

Bauern der Lienz Gegend stecken nach dem Umpflügen an vier Ackerseiten Kreuzlein ins dunkle Erdreich, wo das Samenkorn stirbt. Der Gegensatz dazu ist die Feier der Auferstehung auf Helene mit



Portallöwe mit Tier ohne Hörner (Dunkelmond)



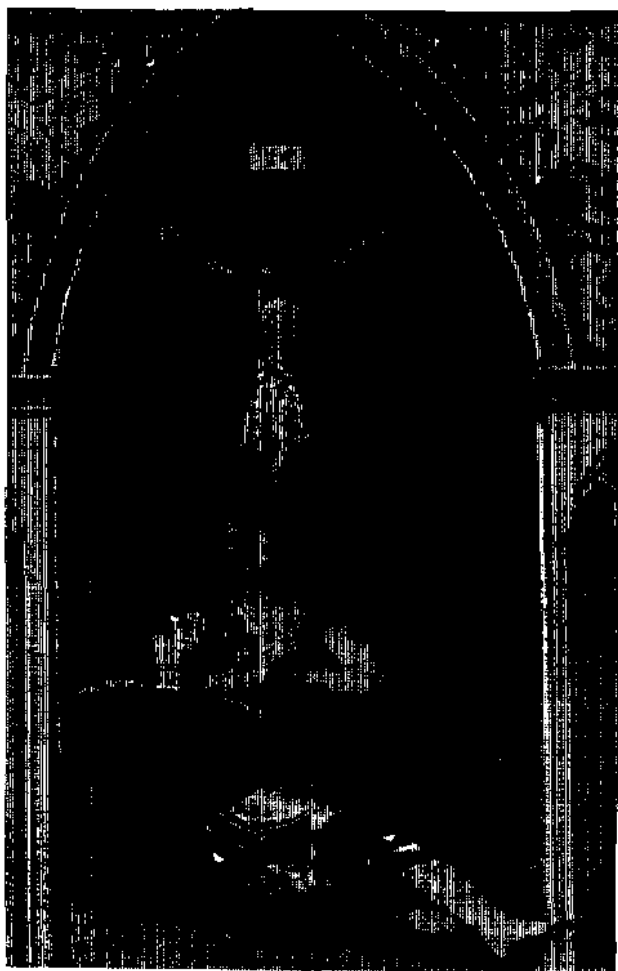
Gegenstück mit hörnertragendem Tier (Vollmond)

Brote verteilen, was auf die frühere Verchris-
tung der Fruchtbarkeits-, Mondgöttin, vor-
nehmlich beim Erwachen der Natur, hin-
weist. Dargestellt werden in dem Brauch die
Passion, das Leiden des Mondes und seine
Vergötterung, Apotheose, nach dem Aufent-
halt in der Unterwelt (Höhle). Am ersten
Ostermond, später am Magdalenenstag ist
auch das Gericht, Landtaiding, zu Patrias-
dorf gehalten worden (O. H. 1950/1). Aus
Lunz stammen die ersten Osterspielverse
unseres Raumes vom Jahre 1340 (Hölzl). Zum
Fest von Magdalena, von auferstehendem
Leben, mültern jetzt noch Alphirten, sogar

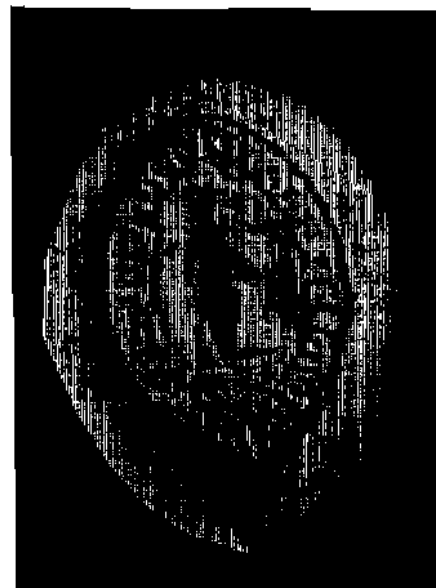
aus dem Mölltale, nach dem Berghelligtum
zur „Kühmutter“, um Almsegen fürs Vieh
zu erleben.

An Heilen und Behüten, die zweite Eigen-
schaft der Mondgöttin, erinnert das älteste
Priorats- und Konventsiegel der Dominika-
nerinnen in Lunz. Es zeigt die personifizier-
ten Himmelskörper, Sonne und Mond, Chri-
stus mit dem Sonnenkopf, Magdalena mit
der Mondsichel, die Spitzen, Hörnchen, über
sich. Von oben ragt eine weisende Hand
zwischen die beiden Gestalten auf der vom
Castrum Lunz gesicherten Brücke. Die latei-
nische, zum Teil gekürzte Umschrift ins

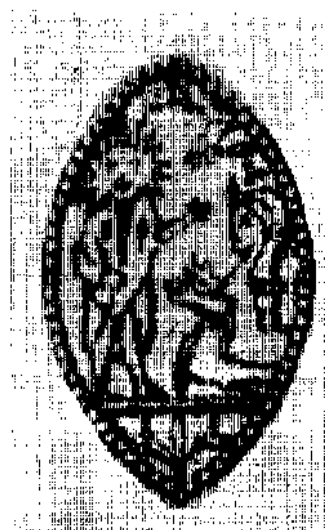
Deutsche übertragen lautet: Du setzest hin
und ich bete das zu eigen gegebene und zu-
gleich Gebet des hl. Vaters Dominikus von
Kastilien.



Das verchrislichte Mondrama.



Ältestes Privat- und Konventsiegel der
Dominikanerinnen Lunz.



Mitteltell vergrößert.

Vor dem Gründen des Frauenklosters 1240 erzählt dessen Provinzchronik von einem Hospizium nahe der Iselbrücke. Dies haben Magdalenerinnen betreut. Sie üben da besonders während der Kreuzzugsepoche liebevolle Werke der Barmherzigkeit und unterstützen direkt dem Bischof, Patriarchen (vgl. O. H. 1963/2). Davon zeugt ein im Jahre 1434

gestiftetes Altarfrisko in der Lienzer Pfarrkirche. St. Christophorus an der Nordseite von St. Andra, als aufgedeckter Rest gotischer Außenbemalung, inleidet die Helsefürsorge (vgl. O. H. 1963/2). Es ist seither im erwähnten Kloster Gepflogenheit, daß immer eine Schwester Magdalena heißt und somit an die ursprüngliche Sendung des Heilens und Helfens gemahnt.

Der aus der Römerzeit überkommene Mondkult, vom germanischen Wodanbrauchtum und schließlich von christlicher Verehrung überdeckt, pulsiert um die alle Mal- oder Dingstätte wie auch um die Gerichtsburg und unterstreicht deren Bedeutung.

Fotos: Olga Lamp

Stegmund Kurzthaler:

Der Bergbau im Frosnitztal

Wenn man auf der Felbertauernstraße in Richtung Tauernhaus fährt, so mündet etwa sechs Kilometer nach Matrei in der Nähe der Ortschaft Gruben der Frosnitzbach in den Tauernbach. Folgt man dem Bachlauf, auf dem holprigen Almweg, der sich bald ganz in der Nähe des (noch) tosenden und rauschenden Baches, bald etwas hangscits das steile Gebirgstal hinanwindet, so erreicht man etwa nach eineinhalb Stunden Wanderung des Almdorf Katal auf der ersten Hangbrust, der „Kataler Höhe“ gelegen. Einige ganz aus Holz erbaute Almhütten stehen mitten in saftiger Viehweide. Weiß man, daß hier einst eine Dauersiedlung bestand, — eine Zinsvorschreibung der Grafen von Görz spricht bereits 1290 von zwei Schwaigen (Bauernhöfen) auf „Chotewel in der Seinitz“ — so überkommt einem schon das Staunen, daß vor 700 Jahren Menschen hier heroben Sommer und Winter der rauen Natur standhielten und dem steinigem Boden abzurufen verstanden, was damals zum Leben notwendig war. Hier hört auch der Wald auf, und zunächst hoch über der Talsohle führt der Weg jetzt ohne nennenswerte Steigung weiter zu den Mitteldorfer und Zedlacher Almen, die links und rechts des Frosnitzbaches auf dem einzigen einigermaßen lawinensicheren Platz in weiter Umgebung stehen. Da der Baumbestand schon in Katal aufhört, sind die Sennhütten und Stallungen bis zum Dach aus Stein erbaut. Dem Wanderer bieten sie in ihrer niedriggedrungenen Bauform ein malerisches und ungewohntes Bild. Innen sind sie jedoch zwar einfach, aber gemütlich ausgestattet. Interessant zu wissen, daß die Alm bereits 1207 genutzt wurde und daß 1409 anlässlich eines Streites in einem Vertrag zwischen den Görzer Grafen und den Salzburger Bischöfen eine erste, einfache Alporndnung erstellt wurde. „Die Zedlacher und Mitteldorfer die Alm Frosnitz gemeinsam sollen nützen, nuzen und niesen“ (Die Nutzung unserer auch abgelegenen Almtäler reicht also oft weit hinein ins Mittelalter).

Der Almweg ist hier zu Ende und auf einem Saumpfad steigt man immer in der Nähe des etwas versumpften Talbodens durch die Zedlacher Kuhalpe hinan zur Galtweide (Ochsenalp) in 2100-2600 m Seehöhe. Der Saumpfad führt nun linker Hand steil bergan zur „Badener Hütte“. Wer durch unwegsames Gelände rechts hochsteigt, kommt schließlich zu einem verfallenen Gemäuer, dem „Knappenhaus“. Im weiten Rund der Zedlacher Ochsenalp ist es der einzige Zeuge vom eifrigen Schaffen und Werken der Bergleute in lang vergangener Zeit.

Die älteste Kunde von einem Erzbau im Frosnitztal ist eine Mitteilung an den hochfürstlichen, salzburgischen Anwalt Georg Ortolf aus dem Jahre 1518.

Darin wird mitgeteilt, daß nicht nur in alten Zeiten, sondern auch von 1471 bis 1497 neben den Bergwerken in St. Jakob, in der Grünalm (Hopfgarten) Elsenerz im Frosnitztal abgebaut wurde, das in einer „pleehütte“ (Schmelzhütte) in der Seinitzen verschmolzen wurde. Die Hütte selbst stand zwar 1518 noch, wurde aber nicht mehr be-

schwerige Verhüttung von Kupfer und Eisen kostspielig war, daß der Handelswert dieser Metalle verhältnismäßig gering war und daß die Edelmetalle Gold und Silber, die ausgleichend gewirkt hätten, im Isellal kaum geschürft wurden.

Wohl vom Bergbaufieber der damaligen Zeit in allen Alpentälern erfaßt, begann man sich nach langem Stillstand 1581 wieder dem Bergbau zuzuwenden. In den folgenden Jahren wurde im hinteren Isel- und Deferegental in 79 Gruben nach Erz geschürft. Doch scheint der Erfolg mäßig gewesen zu sein, denn als der Bergrichter starb, wurde der Posten zunächst nicht mehr besetzt. („da das Berckwerck so kleinfueg und unachtpar ist“). Erst 1538 wurde Michael Ampßner zum neuen Bergrichter von Matrei ernannt. Die ab 1581 erhaltenen Bergwerkbelehnungsbücher geben über die Vielzahl der Belehnungen in den nächsten 200 Jahren ziemlich genaue Auskunft. Leider sagen sie nichts über Art, Menge, Güte und Preis des gewonnenen Erzes aus. In den folgenden Jahren werden Gruben, Fundgruben und Neuschürfe, an den verschiedensten Orten der Gemeinde Matrei verliehen. So am Brunnerberg in Huben, in der Gobelhuben, in Proßegg, in der Lublaß, in Oberbach, im Latzach, am Zunig, in Illteregg, am Lotterberg (Gold) bei Feld, an mehreren Stellen in Seinitzen, in der Schildalm, im Zarrach (Nordselte des Hintereggerkogels), auf der Stelner Alm, am Nussing u. a. Die Antragsteller waren vielfach Einheimische, die an sich wenig Beziehung zum Bergbau hatten und meist wohl nur auf „Gut Glück“ nach Erz zu graben begannen. Der Erfolg dürfte vielerorts nur bescheiden gewesen sein, da manche Grube mehrmals in kurzen Abständen neu belehnt wurden und daraus wohl zu schließen ist, daß es jeder eben einmal versuchte. Des öfteren scheinen auch Frauen als Pächter und Gewerken auf.

Von einem Erzabbau im Frosnitztal ist in den Belehnungsbüchern jedoch lange Zeit nicht die Rede: Die weite Entfernung, die Höhenlage, das Transportproblem und die Tatsache, daß weit und breit kein Wald vorhanden war, hat die Leute, die sicher von dem Erzvorkommen wußten, vermutlich abgeschreckt.

Erst 1805 werden auf der Katal-Alm fünf Fundgruben an Jacob Gadolt und im Jahr darauf dieselben Gruben an dessen Frau und Sohn verliehen. Hierbei handelte es sich um Kupfergruben, die scheinbar ertragreich waren.

Der Eisenerzabbau in der Frosnitzer Ochsenalp wurde erst wieder aktuell, nachdem sich die „Glaureter Gewerke“ dafür interessierten.

Die Schriftleitung der

Osttiroler
Heimatblätter

wünscht

allen Mitarbeitern,

Lesern und Freunden

ein glückliches, gesundes

und erfolgreiches

Jahr 1977

nützt. Diese Urkunde sagt weiter, daß in Matrei in dieser ersten belegbaren Bergbauperiode bereits ein Bergrichter fungierte (Hans Tapper von Taxenbach) der „Perckwerck, flüss und wald“ auf Befehl des Pflegers verliehen hat.

Sehr auffallend ist das Erliegen des Matreier Bergbaues zwischen den Jahren 1407 und 1530. Tiefer Friede herrschte im Lande. Die unheilvollen Feinden zwischen den Salzburger Bischöfen und den Görzer Grafen waren längst in friedlicher Weise geordnet worden. Die Metalle hatten enorm hohen Wert und in Tirol und Salzburg war zu dieser Zeit der Bergbau in seiner Hochblüte. In dieser Zeit geht ein einst gewiß nicht unbedeutender Bergbau seinem Untergang entgegen! Die Gründe dürften wohl gewesen sein, daß die Erze viel zu wenig metallhaltig waren, die Bringung von den Höhenlagen und Almtälern teuer kam, die damals

Die Glaureter-Gewerkschaft — der Name stammt vom Berge Glauret in der westlichen Lasörlinggruppe — scheint echte Fachleute und geschäftstüchtige Männer unter sich gehabt zu haben, denn nebst dem Erzabbau betrieben sie Schmelzhütten, Hammerwerk und einen schwungvollen Handel mit verschiedensten Erzen. Sie hatten ihren Stammsitz in St. Jakob in Defereggental, wo sie zunächst die Kupfergruben am Fuße der Blindisspitze in der hinteren Trojeralm und auf Tegisch betrieben. In ihren Reihen befanden sich kapitalkräftige Gewerke, so die Gebrüder Rosenberger, die Unternehmensegeist und finanziellen Rückhalt genug hatten, in vielen fündigen Gruben des hinteren Iseltales zu schürfen.

Konzentration scheint auch damals schon kein unbekanntes Wort gewesen zu sein, denn die „Glaureter“ bauten oder erwarben in Unterpeischlach eine Schmelzhütte, in der sie das Erz aus dem Defereggental und aus den Funden im „Zarach“, am Nusling und schließlich in der Katal-Alm verschmelzen wollten. In einem langen Brief der Glaureter-Handel-Gewerke an den „Erzherzog Leopoldum“ zu Österreich mit der Bitte um Steuererleichterung, beklagen sie die Tatsache, daß wegen des „so raube grob Wegs“ aus dem Defereggental, in das durch vier Jahre nacheinander nie soviel Schnee gefallen sei, daß das Erz auf Schneewegen transportiert werden konnte, sie gezwungen gewesen seien, in St. Jakob eine neue „Schmelzhütt mit Saag, Mill, Schmitten, Kohlstatt und andere Zurrichtungen“ zu bauen, um das Erz dort zu verschmelzen, was „viel Umständ, Geld, mühe und sorg“ gemacht habe. Das Schmelzwerk zu Unterpeischlach wollen sie in ein Hammerwerk umbauen, um das im Frosnitztal gewonnene und in Seinitzen geschmolzene Eisen dort weiterzuverarbeiten. Die Glaureter beschließen den Brief mit dem Ersuchen, sie von Fron, Maut, Zoll und anderen Auflagen für 12 Jahre zu befreien.

1619 erfolgte das Ansuchen der Glaureter um Belehnung mit den Eisenerzgruben in der Frosnitzer Ochsenalm. Die rechtliche Lage scheint indessen etwas schwierig gewesen zu sein, da die Grenze zwischen den Besitzungen der Bischöfe von Salzburg und den Erben der Grafschaft Görz durch das Frosnitztal verlief. In einem Schreiben an die „Ober-Österreichische Kammer“ vom 12. September 1622 beklagen sich die Glaureter, daß ihr bereits seit vier Jahren laufendes Ansuchen um Verleihung und Erlaubnis zum Abbau „des in der Frosnitz erfundenen Eisensteins“ trotz vieler Rückfragen noch immer unbehandelt sei und sie von beiden Kammern (salzburgisch und österreichisch) immer nur verrostet würden, während sie auf das Werk „unkosten gewendet, das Erz an mehreren Stellen probieren gelassen, selbst die Hand angelegt, viel müe nachdrückchen und arbet damit gehabt hätten“ und das Hammerwerk in Peischlach mit Unkosten erhalten werde.

Schließlich scheint man doch zu einem Vergleich gekommen zu sein, denn in den folgenden 20 Jahren bis 1645 nutzten die Glaureter die Erzgrube in der Frosnitz-Alm. Sie waren es auch, die den heute noch in seinem Verlauf erkennbaren und zum Teil noch erhaltenen Knappenweg, der von Gruben hoch über die Sonnseite des Frosnitztales zum Knappenhaus führt, erbauten und darauf im Winter das Erz nach Gruben zur

Schmelzhütte beförderten. Früher benutzte man für den stundenweiten Erztransport Saumtiere.

Erst aus einem Brief des Bergrichters von Matri, Martin Forstlechner, an Christian Geißler, salzburgischem Bergverweser in Hofgastein, aus dem Jahre 1647 erfahren wir mehr über den Erzabbau im Frosnitztal. Darin berichtet er, daß sich die Fundstelle fünf Stunden von Matri auf der „Axen-Alm, in der Täbernitz genannt“, befände, alda es vor Sonnebenten (21. Juni) seldeten „äper wlrđ“. Es schaue an mehreren Stellen Erz hervor und sei genügend vorhanden. Es liege über Tag und würde mit Keil gehauen. Es sei auch in der Probe „guetes Eissen“. Das Abbauen eines Zentners würde über vier oder fünf Kreuzer „mit costen“.

Im Antwortschreiben wundert sich der Bergverweser in Hofgastein, daß die Herren Rosenberger und Glaureter die Grube verlassen hätten, die doch baulustige und verständige Gewerke seien; auch habe Forstlechner nicht mitgeteilt, ob genug Holz zum Schmelzen vorhanden wäre.

Dieser Rückfrage folgt ein seitenlanger Bericht Forstlechners über das Eisenbergwerk mit (auszugsweise) folgendem Inhalt: Wie groß das Eisenvorkommen sei, könne man nicht genau sagen, doch erstrecke es sich in einem weiten Umkreis gegen Morgen und Abend und sei der Hauptgang zwei oder drei Klafter dick, so daß über Tag genügend Eisen vorhanden sei. Wie tief sich das Erz ins Gebirge ziele, könne man jetzt nicht wissen, doch sei zu hoffen, daß sich die Erzader in die Tiefe lasse und veredle. Da Herr von Wolkenstein das Groberz abbauen gelassen habe, habe es sich in der Tiefe verbessert. Die Lieferung des Erzes zum Schmelzwerk in Gruben würde ungefähr 6 Kreuzer pro Zentner kosten, ebensoviel das Flößen zum Hammerwerk in Peischlach. Forstlechner teilt weiter mit, daß genügend Holz vorhanden sei; die Herren Rosenberger hätten es besehen lassen und gemeint, sie würden 100 Jahre damit auskommen. Wohl aber müßten Stempel und Brennholz drei Stunden weit hinauf ins Bergwerk gesäumt werden, da in der Umgebung kein Wald sei. Die Ursache, daß die Glaureter von diesem Bergwerk gelassen hätten, sei, daß sie es von den Bischöfen von Salzburg nicht mehr verleihen bekommen hätten, weil sie „allsamt mit mehr der katolischen Religion angehört hätten.“ (Im Defereggental war damals fast die Hälfte der Bevölkerung lutherisch). Auch hätten sie für 12 Jahre Zoll- und Mautbefreiung für alle künftige entatehenden Eisengruben begehrt und freie Nutzung der Wälder verlangt. So hätte die bischöfliche Kammer wenig Profit gehabt.

Außerdem hätte Herr Siegmund Freiherr von Wolkenstein ebenfalls um Verleihung der Grube angehalten und die Kammer zu bedenken gehabt, wem sie das Schürfrecht zu billigen solle.

Indessen scheint als neuer Pächter der Erzgrube für nur kurze Zeit um 1648 ein Georg Gänselberger auf, der trotz Abratens des Bergverwesers in Hofgastein den Eisenerzabbau im Frosnitztal weiterbetrieb. Er ließ im selben Jahr vom „hochfürstlichen Perckwercks-Comisari Hanns Lütze in Flachau“ eine Erzprobe machen, und der Bericht stellt fest, daß vom Zentner Eisenerz $40\frac{1}{4}$ Teile Roh Eisen bzw. $31\frac{1}{4}$ Teile fertiges Schmiedeeisen gewonnen wurden, was etwa

ähnlicher Ausbeute entspricht, wie sie der Spateisenstein am Erzberg in der Steiermark aufweist.

Die Abgaben und Steuern waren zu dieser Zeit erschreckend hoch und betrug nahezu 50 % der gesamten Ausbeute. Zudem mußte das Metall zunächst dem Grundherren angeboten werden, der es meist zu einem bescheidenen Preis abnahm und mit hohen Zuschlägen weiterverkaufte. Wenn man dazu die Lage in 2500 m Seehöhe, den kurzen Sommer, die Unbill des Wetters, den mühsamen und langen Transportweg und die Konkurrenz aus europäischen und Übersceeländern in Betracht zieht, so versteht man, daß es fast ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein muß, einen solchen Bergbaubetrieb auf längere Zeit rentabel zu betreiben.

Um 1650 — genaue Angaben sind nicht vorhanden — dürfte Georg Gänselberger mit seinen Gewerken von der Frosnitzer Ochsenalm abgewandert sein und das Knappenhaus dem Verfall preisgegeben haben. Auf einen Betrieb nach dieser Zeit weist keine Aufzeichnung mehr hin. Wohl aber erfolgte die allerletzte Belehnung im Raume Matri an Johann Brugger, Berg- und Schmelzwerks-Verweser zu St. Jakob, mit den Kupfergruben Sankt Caroli, St. Johann und St. Oswald (Jede Grube hatte ihren eigenen Heiligen als Schutzpatron) „In Kathal in dem Tal Seinitzen unter der Bacher Käserhütten am 28. Juli 1682.“ Es ist nicht mehr festzustellen, wann auch dieser Kupferbergbau aufgelassen wurde und damit wieder völlige Ruhe in das abgelegene romantische Almtal eingekehrt ist. Jedenfalls dürfte auch hier die oben angeführten Beschwerden und Belastungen zugetroffen und zur Schließung der letzten drei Gruben vor Beginn des neuen Jahrhunderts geführt haben. Damit hatte der letzte Abschnitt der Bergbaugeschichte im Raume Matri i. O. sein Ende gefunden.

Quellen: Max Reichsritter von Wolfskron „Zur Bergbaugeschichte der einst erzstiftlichen salzburgischen Herrschaft Windisch Matri“ (1866)

Dr. Hermann Sendele „Die Almwirtschaft von Matri i. O.“ (1903)

Lieburg oder Lieburg?

Mit schöner Regelmäßigkeit wird der Schriftleiter der „Heimatblätter“ von Zeit zu Zeit befragt, ob man für die Wolkensteiner Burg auf dem Hauptplatz in Lienz „Lieburg“ oder „Lieburg“ schreiben müsse.

Dazu folgendes: Der im 16. Jahrhundert von den Wolkensteinern in der Stadt erbaute Anstalt — wohl deshalb erbaut, um besonders im Winter über ein wohllicheres Gebäude zu verfügen, als es das Schloß Bruck war — wird von Matthias Burglehner, der 1609 einen „Abriß der Statt Lienz“ zeichnete, als „Adlitz Lieburg“ bezeichnet.

Beda Weber schreibt im „Handbuch für Reisende in Tirol“ „Lieburg“ (1842); Johann Jakob Staffler in seiner „Topographie von Tirol und Vorarlberg“ (1844) gleichfalls „Lieburg“; ebenso der Historiker Otto Stolz in „Geschichte von Osttirol im Grundriß“ und Josef Weingartner in seinen zahlreichen kunsthistorischen Veröffentlichungen. Die Entscheidung fällt also zweifellos zugunsten der Schreibweise „Lieburg“ aus, und darnach sollte man sich halten.

Hans Waschglor